N12<527804679 021
LS
ubTÜBINGEN

Freunde in großer Besorgniß nach Todgarh folgten und ihn in sein Dorf zurückzubringen wünschten, rieth ihm Robb, nur mit ihnen zu gehen und später wieder zu kommen, um gründlicheren Unterricht zu empfangen. Das einstimmige Zeugniß aller derer, die seither nach ihm befragt wurden, lautet: „Er geht immer mit einem großen Buch unter dem Arm umher, und wenn er irgend Jemand bekommen kann, der ihm zuhört, setzt er sich hin und liest ihm vor. Das Buch ist sein Leben."

Doch das Einzelne wollen wir hier nicht weiter verfolgen. Die Kirche, welche diese Boten aussandte, ist durch reiche Legate in Stand gesetzt, über Geldmittel nach Bedürfniß zu verfügen. Im Augenblicke bedürfte sie zehn neuer Missionare (fünf für Radschputana), um das Werk kräftig fortzuführen, und ihr Nothschrei deutet an, daß diese schwieriger zu beschaffen sind als Silber und Gold. Möge ihr diese beste Gabe ganzherziger und tüchtiger Männer nie fehlen!

Miss. Hebich in Kannanur.

3. Ausbreitung der Arbeit.

Mit dem Neujahr 1842 begann Hebich eine neue Art der Straßenpredigt, indem er mit seinen Begleitern alle Straßen und Bazare in regelmäßiger Reihenfolge besuchte, und an jedem Ort etwa eine halbe Stunde das Wort verkündigte, nachdem er erst mit seinen Katechisten durch Gesang und Gebet im Hause sich gestärkt hatte. Jeder Morgen und etliche Stunden des Abends wurden dazu benützt, bis die Einladung zum Reiche Gottes in alle Winkel gedrungen war. „Die Aufmerksamkeit des Volks fiel ziemlich nach Wunsch aus, doch haben sich auch die Feinde geregt." Hebich ließ sich auf kein Disputiren ein, sondern lud die Streitlustigen zu sich ins Haus, dort wolle er alles anhören, was sie zu sagen fänden. Jetzt solle jeder Einwohner Kannanurs wenigstens die Hauptsache des Evangeliums, die Einladung zu Gottes Reich, in Kürze zu hören, Gelegenheit bekommen.

Gleich die erste Bazarpredigt bewog einen Tijer, den Prediger

im Missionshause aufzusuchen. Als dort das Wort Gottes ihm lebendig an die Seele drang, entschloß er sich zu bleiben, um weitern Unterricht zu erhalten. Nach etlichen Tagen aber kam seine Gattin mit den Kindern, ihn abzuholen; die Einladung, eine Jüngerin Jesu zu werden, wies sie verächtlich ab. Wiederholt kam sie oder sandte ihrem Gatten Botschaft; endlich hieß es, eines seiner beiden Kinder sei sehr krank. Da gieng der Mann und kam nicht wieder. Katechisten, die nach ihm gesandt wurden, brachten die Nachricht, der Mann wäre willig zu kommen, aber die Leute seiner Kaste lassen ihn, ihren Barbier, nicht fort, und behaupten ein Recht auf seinen Dienst zu haben. So mußte Hebich selbst gehen.

Eines Sonntag Morgens in aller Frühe gieng er in das Dorf, fand ihn bei offener Thüre neben seinem Knaben schlafend, weckte und fragte ihn: „Willst du mir folgen?“ — „Ja.“ — „Dann komm nur eilig mit!“ Während er sich rüstete, kam ein Onkel herbei und wollte ihn fassen; dann die Gattin, völlig sprachlos, aber mit solchem Schmerz ihn anschauend, daß dem armen Mann die Füße fast den Dienst versagten. Da lief die Frau zu den Nachbarn und rief: „Männer helft!“ Und nun kam es zu einem Auflauf, in welchem die Frau den Barbier umarmte und unbeweglich festhielt. Auf die Frage Hebichs, ob er mit ihm gehen wolle, erwiederte er jedesmal mit einem enschiedenen Ja, und doch konnte er sich nicht los machen. Hebich hielt es fürs Beste, die Wuth der Leute nicht zu steigern; der Haufe zog den Gefangenen in sein Haus zurück und der Missionar gieng unter ihrem Hohngelächter davon.

Indessen sagte der Barbier allen Leuten so beständig: „Ich will ein Jünger Jesu werden und ihr könnet mich nicht halten,“ daß nach etlichen Tagen der Widerstand gegen ihn erlahmte. Er entrann und wurde am 3. April mit noch vierzehn Erwachsenen getauft. Ein stiller Mann, dieser Juda, der die Lehre Christi durch seinen Wandel zierte bis an sein Ende, aber nur Ein Glied seiner Familie zum Nachfolgen bewegen konnte, weder seine Gattin noch eines seiner Kinder.

Während dieser Abendpredigten in den Straßen war es, daß das Fischerdorf Tai dem Prediger als der einladendste Winkel von Kannanur auffiel. Männer und Weiber, Große und Kleine, Alles sammelte sich dort um den Padre und hörte begierig zu. Hier nun schien es ihm der Mühe werth, einen festen Eingang zu gewinnen,

um den Leuten die Furcht vor der muhammedanischen Fürstin, der Eigenthümerin des Bodens zu benehmen. Es gelang ihm auch, nach vielen Widerwärtigkeiten, von einem Portugiesen ein Häuschen zu erwerben, in welchem er seinen jungen Katechisten Timotheus mit einem andern Christenpaar ansiedeln wollte, um den Fischern in der Nähe zu dienen. Je näher man aber diesem „versprechenden Völklein" kam, desto ferner wich es zurück; ein lärmendes, leichtblütiges Geschlecht, von der Lust zum Trunk und zu lauter Lustbarkeiten beherrscht, das verschieden von den andern Hindus nicht in vereinzelten Gehöften, sondern in eng zusammengehäuften Hütten von Palmzweigen oder vielmehr meistens auf der Gasse und am Strande lebt, alle Arbeit schaarenweise verrichtet und von Einkehr und Innerlichkeit nichts weiß. Angezogen vom Christenthum wurden manche, im ersten Drange auch mehrere getauft; die aber aushielten bis zum Tode, lassen sich an den Fingern zählen.

Mit dem Eingang bei den Malayalen, sowohl Tijern wie Fischern, war also Hebich aufs Warten verwiesen. Vorerst hatte er noch am meisten mit den Tamil-Leuten des Kantonments und den Mischklassen zu thun.

Aber auch unter den europäischen Soldaten bekam er nun viel Arbeit, ohne sie zu suchen. In dem jährlichen Bericht, der für die englischen Freunde der Mission ausgegeben wurde, war durch einen Unschick gesagt worden, die Kommittee habe Hebich nach Kannanur beordert, auch im Blick auf das ausgelassene Militär der Station (dissolute soldiery), dem er mit seinen Gaben dienlich werden dürfte. Der Ausdruck, an dem Hebich sehr unschuldig war, empörte die Offiziere, den General natürlich am meisten, und brachte alles gegen den zudringlichen, absprechenden Prediger auf. Aber arme, des Sündendienstes müde gewordene Soldaten strömten doch in immer größerer Zahl zu der Kapelle, die ihrer Kaserne so einladend nahe stand, die auch den Tag über jedermann zum Lesen und Alleinsein, wie kleineren Gruppen zu gemeinschaftlicher Erbauung offen blieb. Mancher zwar kam erst nur aus Neugierde; man lachte auch wohl über die Aussprache dieses und jenes Worts*) und über die eigenthümliche massive Redeweise des Predigers; aber anziehend,

*) Wer zum erstenmal kam, konnte etwa meinen, Hebich predige denn doch zu stark gegen den Verstand (sense), während er gegen Sünden (sins) loszog.

belehrend und unterhaltend fanden ihn doch sehr viele. Eine schottische Soldatenfrau äußerte nach der ersten Predigt: so gut wie diesen Deutschen habe sie, seit sie Schottland verlassen, noch keinen Geistlichen verstanden. Und daß dann in Unterredungen, die vielleicht nur wenige Stunden dauerten, die tiefsten Eindrücke gemacht, und Rekruten für Christum Knall und Fall geworben wurden, daß Säufer und andere Lasterknechte plötzlich neue Saiten aufzogen, brachte bald genug Hebichs Namen in Aller Mund. Zu Zeiten wurde in der Kaserne fast von Niemand so viel geredet, für und gegen, als von ihm. Manchmal schien es auch ausgemacht, der General werde ihn wohl aus dem Kantonment verweisen.

So fand er es denn doch gerathen, die Offiziere nicht mehr ganz zu meiden; er besuchte auch den verstimmten General, bei dem er sich allerdings wegen kleiner Willkürlichkeiten und Verstöße gegen die strenge Ordnung eines Kantonments (wie irgend welche Bauveränderung an Häusern, Pflanzen von Bäumen 2c.) zu entschuldigen hatte, und trat ihm mit soldatischer Offenheit bald etwas näher. Luthers Erklärung des Galaterbriefs, die er dem alten Kriegsmanne lieh, begleitete er mit einem sehr demüthigen Billet, in welches er den verständlichen Wink einflocht: „Dies Werk handelt von der Gerechtigkeit, die uns Christus erworben und die Jedermann jetzt umsonst bekommen kann."

Im Juni erklärte die kirchliche Behörde, es sei auf dem Kirchhof so wenig Raum, daß keinem Fremden mehr gestattet werden könne, daselbst Beerdigungen vorzunehmen. Nun wandte sich Hebich an den General und an die Regierung. Es kam eine gnädige Antwort; ein günstig gelegener Platz wurde geschenkt und von Hebich durchs erste Begräbniß eingeweiht. Dann klagten aber die Eingebornen, damit werde ein naher Tempelort entweiht 2c. und aufs Neue mußte gesucht und gebeten, kurz „ein Jahr lang mit Angst und Mühe gestritten werden," bis endlich ein bleibender Gottesacker erworben war, den Hebich dann sogleich zu ummauern hatte. „So hat man allerhand Elend, wie es zur Heidenwelt gehört." Allmählich bekam denn doch der General eine ziemliche Achtung vor dem allezeit rüstigen, unermüdlichen Prediger, und half ihm und seiner Gemeinde in mancherlei Schwierigkeiten.

Hebichs Umgang mit den Offizieren wurde nun gleichfalls belebter. Schon als Generalkassier der Mission hatte er, um seine

Wechsel anzubringen, mit den Zahlmeistern ꝛc. gar viele Geschäfte; und er machte keines ab, ohne auch für seinen HErrn ein gutes Wort einzulegen, bald mehr gelegentlich, ja scherzweise, bald in hohem Ernst. Sprachen dann die Lieutenants vor einem Glas brandy and water von ihm, so giengen die Ansichten weit auseinander. Den einen schien er ein gefährlicher Enthusiast, andern ein harmloser, heiterer Mann von Einer Idee, wieder andern ein pfiffiger Jude: „eines Tags werden wir noch sehen, wie er mit einer schweren Kiste, wenn er sie erst recht gefüllt hat, sich einschifft und aus dem Staube macht. Ich kanns beschwören, daß er im letzten Monat 600 Pfd. St. bezog; das geht nicht mit rechten Dingen zu.“ Doch fehlte es nicht an Leuten, die ihn um seiner regen Thätigkeit willen für ein Wunder von einem Manne hielten, obgleich sie für ihre Person ihm scheu aus dem Wege giengen. Es ist wohl vorgekommen, daß ein junger Offizier nach seiner Bekehrung im früher geführten Tagebuch nachlas, welch ein Schwarm von Bazargeschwätzen, Soldatenwitzen und Anekdoten, aufgetischt an den Meßtafeln der Offiziere sich Tag für Tag an den Namen des Bartmanns gehängt hatte, und dann laut auflachen mußte, wenn er sein jetziges Wissen von „Hibick“ mit den früheren Eindrücken verglich. Darin liegt ein Wink, wie wenig im Grunde von dem Urtheil vieler Reisenden zu halten ist, die in Indien, Afrika ꝛc. gewesen sind, und über die dortigen Missionen urtheilen, als hätten sie den Gegenstand gründlich erforscht; wenn man aber nachsieht, findet sich, daß sie weder je eine Schule besucht, noch ins Missionsgehöfte einmal auch nur hereingeschaut haben, weil die ganze Sache ihnen widerlich und lästig war. Dennoch wissen sie über alles zu sprechen, d. h. abzusprechen.

In dieser Zeit angestrengter, oft bänglicher Arbeit war es, daß Hebich sich das Gebetsleben zur zweiten Natur machte. Nie gieng er aus, ohne erst sich auf die Knie zu werfen und Gott um Bewahrung und Segen für die unternommene Arbeit zu bitten. Immer war ihm bange, in irgend etwas auf eigene Faust zu handeln, da denn „die Eselsohren des alten Adams“ nothwendig zum Vorschein kommen müßten. Kein Geschäft konnte so dringlich oder so äußerlich sein, daß es ihm nicht erlaubte, vorher Gott um sein Mitwirken anzuflehen; wenn es vollends sich um Arbeit an Seelen handelte, wie so gar nichts ließ sich da ohne Ihn machen! So

hat er denn um jede einzelne Seele viel gerungen und die speciellste Fürbitte treu geübt, sie auch andern Brüdern unabläſſig empfohlen. So kindlich er aber im Beten war, ſo mannhaft dann im Handeln; er zweifelte keinen Augenblick, daß er die Bitte bereits habe, die er kaum erſt hinaufgeſchickt, und ſetzte ſich mitten in die Verheißungen hinein mit einer Zuverſicht, welche vorſichtig wandelnde Chriſten leicht befremden konnte.

Auch ein Faſten verband er mit dem Beten. Da die engliſchen Soldaten ihn einmal einluden, beim Jahresfeſt ihres Mäßigkeits-vereins den Vorſitz zu übernehmen, hielt er das für einen Wink, hinfort auch den gelegentlichen Genuß von Wein und Bier ſich zu verſagen. Hatte er doch gar viel mit Trunkenbolden zu thun und erkannte bald genug, wie nur totale Abſtinenz dieſe vor Rückfällen bewahre. Auch ſeine „Kinder", ob nun Gemeine oder Offiziere, lud er immer aufs dringendſte ein, hierin ohne Wanken ein Allen verſtändliches Beiſpiel zu geben. So lange er in Indien weilte, blieb er bei dieſer Regel und durfte ſchöne Früchte davon erleben.

Im Mai 1842 ſchreibt Hebich: „Der Kaplan war gerade jetzt volle vier Wochen abweſend, ſo daß ich nun auch Sonntag Abends den Engländern zu predigen hatte, wozu Hoch und Niedrig kamen, manche aus Neugierde; doch haben ſie Gelegenheit, ein handgreifliches Wort zu hören." Jeden Sonntag Morgen (11—1 Uhr) predigte er nun der ſchwarzen Gemeinde, Abends (6½—8 Uhr) einer „anſehnlichen" engliſchen Gemeinde (beſtehend aus Gentlemen, Soldaten, Miſchlingen und Portugieſen); Montag Abend war Miſſionsſtunde, Dienſtag und Freitag wieder engliſcher Gottesdienſt; am Donnerſtag und Samſtag Tamil- und portugieſiſche Predigt ꝛc. Dann erhielten die Taufkandidaten täglich zwei Stunden Unterricht ꝛc. „ſo bin ich angebunden wie ein Kettenhund, aber Gottlob! das Wort iſt nicht gebunden."

Noch mehr erweiterte ſich Hebichs Wirkungskreis, als im September der Kaplan genöthigt war, einen halbjährigen Urlaub zu nehmen. Mit großer Freudigkeit und immer gleicher Kraft warf er ſich in die vielartige Arbeit und wurde, ſo viel an ihm lag, der geiſtliche Berather Aller, die etwas Beſſeres ſuchten. Doch ſchüttelten auch einige gute Anglikaner den Kopf und deuteten beinahe an, Hebich mit ſeinem rückſichtsloſen Vorgehen habe zur Krankheit des Kaplans nicht wenig beigetragen. Das engliſche prayerbook hatte

Hebich bei Seite gelegt, seit er in Kannanur stand, und fühlte sich nun erst „ganz frei. Daß nun auch die Weißen mit den Schwarzen das heilige Abendmahl genießen, macht sich gar schön, dadurch werden die Leute immer freier und die Bande der eisernen Formen werden gelöst. Christus Jesus allein und Er nur das Ziel. Amen. — Meine Zeit ist ganz für das Werk des HErrn: ich sehe niemand, besuche niemand, esse bei niemand, predige aber dreimal den Engländern, wo sie dann, so viele wollen, Gelegenheit haben, mich zu sehen und zu hören, — dadurch springt mir meine Zeit heraus, die ich so nothwendig brauche.“

Neben dem allem gieng nun die Arbeit an den Tamil-Leuten und anderem Anhängsel der Regimenter fort. Hier machten ihm neben den Säufern am meisten Noth die unreinen Verbindungen, in welche die Mehrzahl auch der Namenchristen, noch mehr der Heiden verwickelt war. Diese zu ordnen, ließ er sich keine Zeit und Mühe kosten; er hat auch in Ausnahmsfällen sich zu Wagestücken entschlossen, die ihm leicht schwere Processe an den Hals hängen konnten, z. B. zur einseitigen Scheidung einer Frau von ihrem seit Jahren im Zuchthaus befindlichen Mann und zur Trauung derselben mit dem Vater ihrer jungen Kinder. Die Regel blieb ihm dabei, auch den verzweifeltsten Fall nicht ohne Weiteres abzuweisen; natürlich aber galt es bei Rettungsversuchen mit so verschiedenartigen, theilweise gar geriebenen Personen, Tag und Nacht zu wachen. „Ich sollte immer,“ schreibt er, „hinten und vornen sein, denn ich habe es mit einem Geschlecht von Menschen zu thun, die in allem Elend auch oft noch in aller Gottlosigkeit leben. Wer etwas unter ihnen wirken will, muß Manches im Namen des Herrn wagen; menschliche Klugheit kanns nicht thun, und wer zu vorsichtig ist, kann fast nichts ausrichten.“

Miss. G. Weigle, der in jener Zeit die Malabarstationen besuchte, faßte seine Eindrücke in folgende Worte: „Im Süden ist mirs sehr lieblich ergangen. Bruder Hebich mit seiner kräftigen, höchst eigenthümlichen Wirkungsweise hat ein schönes Feld. Ich predigte der ziemlich ansehnlichen Tamil-Gemeinde kanaresisch, was die Katechisten (wegen der großen Aehnlichkeit der Sprachen und völligen Identität der Konstruktion) geläufig ins Tamil übersetzen. Sodann hatte ich auch die Freude, das erstemal in meinem Leben, in einer portugiesischen Versammlung zu reden, wo der Hausvater, ein

angesehener Beamter, meine englische Predigt in die schönen melodischen Perioden dieser leider so selten zum Kanal göttlicher Wahrheit werdenden Sprache übertrug. Endlich durfte ich auch mit englisch christlichen Freunden, die dem lieben Hebich als eine Gemeinde angehören, eine Bekanntschaft anknüpfen. Der Alte hat jeden Tag wenigstens eine Meeting, Predigt oder dergleichen außer seinen sonstigen Geschäften mit Katechumenen, Schulen, Bazarpredigt ꝛc." (September 1842).

Gerade jetzt aber neigte sich ein Zweig seiner Thätigkeit bereits zu seinem Niedergang: die portugiesische Versammlung gieng allmählich auseinander. Natürlich wurde ihr schon vom katholischen Priester auf jede Weise entgegengearbeitet; die Hauptschuld aber fällt auf innern Zwist der Betheiligten, wobei Hebich ganz neue Erfahrungen von der Leidenschaftlichkeit und dem Parteiwesen dieses romanischen Völkleins machte. „Es gibt da Todfeindschaften; gelegentlich miethet man Leute, die fürs Geld schlagen, wer und wie geschlagen werden soll." Er vermochte einmal einen seiner Zuhörer dahin, seinen Austritt aus dem Freimaurerorden zu erklären, worüber derselbe in bittere Streitigkeiten verflochten wurde. So sehr sich Hebich bemühte, die Sache zu vermitteln, gelang es ihm doch nicht. Sein bisheriger Gönner kündigte ihm auf, indem er seinem lange bekämpften Haß gegen priestcraft die Zügel schießen ließ und dagegen die Herrlichkeit des Ordens (the craft divine) in den Himmel erhob. Hebichs Einfluß auf die Portugiesen war im September 1843 völlig zu Ende.

---

4. Stellung zu den Mitarbeitern.

Mit großem Interesse hatte sich Hebich an der Ausdehnung der Mission nach Kalikut betheiligt, welche im Mai 1842 zu Stande kam. Miss. Fritz, bisher in Talatscheri, zog nun in die Hauptstadt der Provinz, wo es ihm durch Hebichs energische Mitwirkung bald gelang, den passendsten Platz für eine neue Station zu erwerben.

Ein warmer Missionsfreund, H. V. Conolly, war damals Kollektor von Malabar und förderte das Werk aus allen Kräften, indem er schon auch im Verein mit der Mission für die halbthierischen

Nayadis im Süden von Kalikut sorgte. Dieses Völklein von Waldmenschen zu civilisiren, hielt er für eine Aufgabe der Regierung; da sie aber von dieser beharrlich abgewiesen wurde, machte er sie zu seiner eigenen, freilich ohne hievon die gewünschten Früchte zu sehen. Die neue Station durfte aber alsbald eine besondere Freude erleben an der Bekehrung eines stolzen Nayers, der wegen Mords zum Tode verurtheilt, jedes Wort von Jesu begierig verschlang und bei seinem Gang nach dem Hochgericht seinen Glauben an den Herrn Jesum freudig bekannte, so daß auch der etwas skeptische Richter S., der doch den Missionar zu dem Gefangenen eingelassen hatte, von frohem Erstaunen bewegt wurde und sich mit Fritz im Preise des HErrn vereinigte.

An die Stelle von Fritz war Ch. Irion in Talatscheri getreten (Februar 1842), der von seiner ersten Begegnung mit Hebich noch oft in seiner launigen Art erzählen konnte. Kaum benachrichtigt von der Ankunft eines neuen Mitstreiters, war Hebich, sobald er sich Luft machen konnte, herübergeritten, um ihn zu begrüßen. Er nahm den jungen Mann auf einen Spaziergang mit, deutete ihm diese und jene fremdartige Erscheinung, an der sie vorbeikamen, und setzte sich mit ihm endlich auf die einsame Batterie, welche die letzten Belagerer von Talatscheri auf dem Hügel von Nettur gelassen hatten. Das ganze Gespräch zielte darauf ab, dem Ankömmling das Geständniß zu entlocken, daß er absolut nichts wisse, wozu sich derselbe jedoch nicht allzubereit zeigte. Hebich meinte: er müsse doch ganz überwältigt sein von all dem Neuen, das jetzt auf ihn einstürme; wie gewaltig nur die Aufgabe, selbst festzustehen mitten in diesem Heidenlande! nun gelte es aber dem Teufel zu Leibe zu gehen, ihm die von Christo schon erkaufte und erlöste Beute abzujagen — „nicht wahr, da hilft dir alles Gelernte rein nichts? Da mußt du doch sehen, daß du alles Nöthige vom Anfang an ganz neu zu lernen hast? ꝛc.“ Er drang nicht durch. Irion aber bemerkt schalkhaft, wie froh er selbst später, wenn neue Missionare nachkamen, daran gewesen sein würde, hätten diese die von Hebich gewünschte „Unwissenheit“ mitgebracht.

Es herrschte nun ein lebhafter Verkehr zwischen Talatscheri und Kannanur. Hatte Hebich schwer geladen, so ritt er gern, oft erst in der Nacht, herüber, um sich auszusprechen; öfter sandte er auch Knaben und Mädchen, wie sie ihm beständig unter die Hand kamen,

in die Anstalten der Nachbarstation, da bei ihm selbst für das Schulwesen und stetige Erziehung vorerst noch schlecht gesorgt war; seinerseits suchte er dann von ihr Bräute für seine jungen Leute zu gewinnen. Dafür hatte Kannanur den Vorzug, daß dort immer etwas Neues geschah; und die Arbeiter von Talatscheri suchten gerne eine Abwechslung von ihren etwas eintönigen Aufgaben durch Einkehr in der bewegten Militärstation, wo man an neubekehrten Offizieren oder Soldaten sich immer wieder wärmen konnte.

Aus dem schriftlichen Verkehr, der doch meist Geschäfte betraf, möge auch ein längerer Erguß hier eine Stelle finden! Im Mai 1842 schrieb Hebich: „Allerhand liegt schwer auf mir; weißt ja wohl, wie es geht, wenns drückt. Meine Hausache ist vom General beigelegt und somit wieder in Ordnung, wers glaubt. Das sind Hottentottengeschichten. Bin eben bemüht, mich im Fischerdorf zu etabliren, habe ein Haus gekauft, aber die Verkäufer sind um Alles nicht zusammenzubringen. Auch ist mein Bapu krank (der Knecht, von dem noch die Rede sein wird). Sonst alles Gottlob über Bitten und Verstehen. Der HErr thut Großes. Er ist immer Jesus und Herr. Thut mir leid, daß ich so lange nicht einmal schreiben konnte; mußt ja nichts drin suchen, die Schuld davon ist allein meine Last. Mein Herz und Gebet ist bei euch in Allem. Er muß in uns leben, dann können wir den Druck von außen und von innen mit Freude ertragen. Es ist aber ein heißes Klima, wo das Herz bald austrocknet, wenn der HErr nicht seine Brünnlein laufen läßt. Möge Er eure Gemeinschaft segnen, eure Seelen erfrischen mit Ihm selber und euch einen königlichen Sinn geben!“

Eben jetzt wollte die Kommittee dem schwerbelasteten Kämpen seine Arbeit erleichtern, indem sie ihm die Sendung eines Gehilfen in Aussicht stellte. Darüber — erschrack er nicht wenig. „Ach,“ konnte er sagen, „wie haben wir uns Anno 36 auf neue Brüder gefreut, und wie hart ists gegangen! Gebrannte Kinder fürchtens Feuer.“ Er antwortete daher abwehrend (11. Mai): „Beten Sie für mich und das hiesige Werk. Durch native Hilfe, die mir der HErr gibt, und aus Gnaden noch mehr geben wird, wie ich zuversichtlich hoffe, kann ich das Werk, so lange Er mir Gesundheit schenkt, munter forttreiben. Dies zu Ihrem Troste! Denken Sie daher nicht an mich, sondern suchen Sie nur erst zu versorgen, was zu Ihnen um Hilfe schreit. Ich wollte, daß Sie Vingorla und

Merkara besetzen könnten ꝛc.!" Mögling, den er von dieser Verlegenheit in Kenntniß setzte, meinte, er sollte sich noch deutlicher ausdrücken: „Einen Bruder, der bereit ist, nicht von oben herunter, sondern von unten hinauf zu dienen, könntest du wohl brauchen. Wenn du aber in Basel verstanden sein willst, so mußt du dein Recept deutlich schreiben, sonst übersieht man, was du eigentlich willst, und schickt dir ein bescheidenes Brüderlein, wie dir schon mehrere auf den Hals gekommen sind."

Es war ein Fehler, daß Hebich die Sache hängen ließ. Im November besuchte ihn Mögling und bewog ihn, die Ankunft der acht Geschwister — der größten Partie, die bisher von Basel ausgesendet worden war — in Mangalur mitzufeiern. Zu einer solchen Festreise mußte er sich schon einmal losreißen und die alte Station wieder besuchen. An einem Sonntagmorgen (27. November) landeten die Erwarteten in Mangalur, wurden von den Institutsknaben mit deutschen Melodien bewillkommt und konnten nun nach Lust dem Tulu-Gottesdienste oder der englischen Predigt anwohnen, welche letztere Hebich auf sich nahm, wie er auch Nachmittags kanaresisch predigte und zwischenhinein den Landsleuten, damit sie auch etwas hätten, etliche deutsche Worte zurief. Zum heiligen Abendmahl vereinigten sich beide Gemeinden, und mehrere der Neugekommenen weinten vor Freuden. Auch Hebich ruft aus: „Was würde ich geben, wenn Sie, theure Väter und Brüder, einmal einen solchen Anblick hätten! Vor acht Jahren Alles noch todt, und jetzt — siehe da ein Häuflein Gläubiger, die sich freuen im HErrn Jesu. Das hat der HErr gethan; Ihm sei Ehre und Anbetung von nun an bis in Ewigkeit."

Tags darauf traute er seinen Freund Greiner mit der kaum gelandeten Braut, worauf man Nachmittags in freudigster Stimmung auf dem Hügel Balmatha beisammen saß. Es wurden da auch einige Bouteillen Wein aus dem Vaterlande aufgetischt, und man verstieg sich zu Toasten und Reden, bis Hebich mit dem halb reuig gesprochenen Worte: „Aber hört, wir sind doch rechte Hansmichel!" die Fröhlichkeit wieder in ein ernsteres Geleis umlenkte. Doch bald stand er auf, um die Nacht hindurch nach Kannanur zurückzukehren.

Dahin folgte ihm sein neuernannter Mitarbeiter, ein freimüthiger Schweizer, J. Huber. Er traf gleich am Abend seiner Ankunft die Gemeinde beisammen und empfahl sich ihrer Fürbitte;

dann aber sollte er nach Hebichs Gedanken mit den in Talatscheri angelangten Brüdern F. und Ch. Müller vereint sich an die Erlernung der Sprache machen. Hebich seufzt zunächst nur: „Möge der HErr ihn tüchtig machen, daß er in einer so verworrenen Welt, wie diese hier, Sein Werk in Seiner Furcht zu treiben lerne. Amen. Es ist hier eine große Arbeit, aber so gar nicht geeignet für einen neuen Bruder; in diesem Teufelslande sind die Sachen wirklich ganz anders, als Sie sich zu Hause vorstellen." —

Die Hilfe, die er sich wünschte, war mehr die eines Handlangers, als eines gleichberechtigten Mitarbeiters. Auch die alten Katechisten zeigten sich dazu weder so fügsam, noch so brauchbar, wie er sie wünschte; um so mehr gieng sein Auge nach jüngeren Kräften suchen. Nachdem er von seinem Jahresschluß erzählt, den er nach gründlichem Durchgang mit den Einzelnen, 31. December Nachts im Kreise von hundert Kommunikanten gefeiert hatte, kommt er auf eine Haupterfahrung des Jahres zu sprechen.

„Ein paar Monate hindurch (Juni und Juli) wurde ich hart geprüft, indem einige wieder dem Teufel nachgelaufen sind, was mich tief darnieder beugte. Aber dies muß alles sein: ich bin getröstet. Habe seitdem wohl dreißig neue im Unterricht gehabt, wovon die meisten wieder rechts und links davon gelaufen sind; nur neun konnte ich taufen. Nun hat sich der vierte Gottesdienst in der native Gemeinde, am Mittwoch Abend, zu einer Gebetversammlung umgestaltet, da ich dann einen nach dem andern zum Gebet auffordere, und diese in Einfalt dargebrachten Bitten haben mir Herz und Glauben gestärkt. Während jener Trübsalsmonate aber hat der HErr mich besonders durch einen meiner Knaben aufgerichtet, der bekehrt wurde, und den der HErr selbst kräftig zu sich zog. Dieser Jüngling John hat sich für des HErrn Werk hingegeben; möge Er ihn zu seinem Preise bewahren ins ewige Leben. Amen."

Es handelt sich hier um Hebichs „Büble", wie er sie gern nannte, drei begabte Brüder, John, Joseph und David Jakobi, Söhne eines Tamilknechts im Dienste eines frommen Militärarztes. John war schon in England gewesen und sollte Chirurg werden, Joseph bereitete sich gerade für einen Dienst in der englischen Kirche vor. Wie Hebich sich anstrengte, solche Jünglinge für die verläugnungsvolle Arbeit am Reich zu werben, hat Joseph, der einzig überlebende dieser drei Brüder, derzeit Diakonus in Kodakal, ausführlich

beschrieben.*) Mit allem Ernst gieng er ihnen nach, bis er sie erobert hatte, hielt sie erst knapp und brauchte sie zu den niedrigsten Diensten (namentlich seine neugepflanzten Kaffeebäume zu begießen), nahm sie aber mit zur Bazarpredigt, an Kranken- und Sterbebetten 2c. und durfte Wunder der Gnade an ihnen erleben, bis es ihnen eine Seligkeit wurde, um des Namens Jesu willen Schmach zu erleiden.

Da urtheilte nun Hebich: „Alle Erhebung in einem Hindu macht ihn gewiß fruchtlos auch bei den schönsten Kenntnissen. In einem solchen Gehilfen bedürfen wir nichts weiter als einen männlichen Charakter, lautere Gottesfurcht und Eifer für die Sache des HErrn. Das macht auch allein den weißen Missionar. Hat doch der HErr zuerst nur Fischer erwählt, dann freilich auch einen Saulus berufen und einen Apollos gebraucht. Aber in der Heidenmission sollte die Fischerarmuth in der Stärke des HErrn die Herolde bilden, weils der HErr eben durch Seinen Geist auszuführen beschlossen hat."

Das nun war die Art von Hilfe, nach der ihn verlangte. Mit dem von Europa gesandten Mitarbeiter aber sich offen zu besprechen, kam ihn sauer an. „Ich war in Verlegenheit, wie Br. Huber mit meinem Zweifel, ob ein Gehilfe in Kannanur nützlich sein würde, bekannt zu machen sei, und fühlte, daß er dazu mehr Zeit brauche." Derselbe lernte noch immer ahnungslos an der Sprache mit den Freunden in Talatscheri, sehnte sich aber natürlich, bald auf der eigenen Station sich zu orientiren und in die Geschäfte einzuarbeiten. Dort besuchte ihn nun Hebich (März 1843) und suchte ihm begreiflich zu machen, wie unmöglich es sei, daß ein Zweiter an der Gemeinde in Kannanur arbeiten könne, indem für dieses eigenthümlich zusammengesetzte Häuflein das Eingreifen eines andern störend und nachtheilig sein würde. „Ich erwiederte," schreibt Huber, „daß ich ihm in dieser Arbeit gewiß nicht in den Weg zu treten gedenke, indem ich mich etwa mit den Schulen und mit Predigen in der Umgegend beschäftigen könne. Allein auch diese Aussicht wurde mir verdunkelt, indem mir gesagt wurde, daß es in der Umgegend keine Dörfer, sondern nur einzelne Häuser gebe. Ich staunte über solche Aussicht, ließ mich aber doch nicht aus der

*) Heidenbote 1868. S. 150 ff.

Fassung bringen und kehrte (8. März) getrosten Muthes nach Kannanur zurück, wo ich meine Studien fortsetzte und die Schule besuchte, um den Kindern von den großen Thaten Gottes Einiges vorzulallen. Nach vier Wochen aber (es war vor dem Abendmahl am Gründonnerstag, 13. April) stellte Br. Hebich dieselbe Frage an mich und sagte mir ganz brüderlich, deutlich und bestimmt: ich sei dabei unschuldig, aber er habe keinen Gehilfen verlangt, und er wolle und könne keinen brauchen; und mit derselben Bestimmtheit sagte er mir, daß ich auch in keiner andern Richtung in Kannanur arbeiten könne, indem er mit seiner Arbeit sich immer mehr auszubreiten gedenke."

Hebich suchte nun der Kommittee nachzuweisen, daß für diese eigenthümliche Station er selbst mit eingebornen Gehilfen gerade genüge, ja seine Seile noch weiter ausspannen könne, wie er denn eben auf das Fischerdorf lossteure; daß unter so beschränkten Verhältnissen ein zweiter Bruder es überaus schwer finden würde, an seiner Seite zu arbeiten; an Reisen seinerseits sei nicht mehr zu denken, nun ihm diese lieben Seelen aufs Herz gebunden seien; stürbe er aber, so müßte ein älterer Bruder seine Stelle ersetzen, denn Neulinge würden sich kaum in diese Arbeit an dem herumziehenden Gesindel finden können. „Da soll Alles vollkommen und geistlich hergehen, während Gesunde und Starke zu mir nicht so leicht kommen, sondern elende, verlorene Fremdlinge." So lange nun Plätze da seien, wohin man Brüder verlange, und das Geld noch so schwach fließe, wie in dieser Mission, sollte Kannanur nie mit zwei Missionaren besetzt werden.

Mit solchen Gründen die Kommittee zu überzeugen, gelang ihm natürlich nicht; sie erkannte wohl, daß er auch nicht einmal ernstlich versucht hatte, den Mitarbeiter ins Werk einzuführen, weil tief eingedrungene Erinnerungen ihm noch den Sinn beherrschten. Ließ sie ihn nun auch fast sechs Jahre lang ungestört „als Einspänner" weitermachen, so wahrte sie doch ihr Recht, die Missionsstationen zu besetzen, wie sie es für gut finde. Die Mißstimmung, welche der Vorgang unter den Missionaren erregte, trug Hebich mit stiller Ergebung. „Gott weiß, es ist so, daß ich keinen Gehilfen brauchen kann; aber Gott weiß auch, daß ich außer diesem den Br. Huber gewiß nicht betrüben möchte. Die Sache ist für mich und ihn eine Last, und vielleicht für mich die größere." Im August 1843 zog

der geprüfte „Streitgenosse" auf eine andere Station. Dem Alten schrieb Mögling bei dieser Gelegenheit: „Es fehlt dir was: du gehst nicht aus dir selbst heraus, um dich in die Stelle und Seele anderer Brüder hineinzuversetzen und für einen Augenblick so zu denken und zu fühlen wie sie. Daher kommt alle deine Schwierigkeit, du bist zu sehr Mann und zu wenig Weib; hast als Leiter große Gaben, aber als Gleicher unter Gleichen kommst immer in Noth."

Wie lieb aber Hebich bei all dem die Brüder hatte, das zu zeigen, gab es in den vielen Wechselfällen des Missionslebens bald hinlänglich Gelegenheit. Kehrte irgend in der Nähe eine besondere Noth oder Trübsal ein, so war auch er auf dem Platze und tröstete, half und trug mit, bis der Sieg gewonnen war. In einer Zeit des Verzagens, da ein junger Streiter durch Mißmuth fast gar aus dem Felde gejagt worden wäre, trat er herein mit dem Worte: „Ihr seht ja gerade aus, wie wenn der HErr Jesus wieder gestorben wäre. Aber er ist auferstanden, ich weiß es gewiß, habs ja erst gestern verkündigen dürfen" (es war an einem Ostermontag) — und damit giengs weiter mit einer Pleropherie, die auch die kühlsten anstecken mußte.

Einmal war die Entlassung eines Missionars wegen Ungehorsams schon ausgesprochen, da sandte er mit dem reuigen Briefe des Betroffenen auch seine Bitte ein, die also begann: „Nachdem ich die Inlage gelesen, kann ich mich des Eindrucks von wahrhaftiger Scham und Reue nicht erwehren, und fühle mich im Geiste gedrungen, mich in Ihrer Versammlung bis auf die Erde vor Ihnen zu beugen und im Namen des für unsere Sünden gekreuzigten HErrn Jesu, dessen Amt Sie führen, um Verzeihung und Wiederaufnahme unseres lieben N. zu bitten. Ach, wenn Sie mirs glauben könnten, ich fühle mich viel würdiger weggeschmissen zu werden, und Sie können daraus abnehmen, wie unwürdig ich mich fühle, für ihn bei Ihnen Fürbitte zu thun." Dann schließt er: „Sie können gewiß sein, er arbeitet jetzt viel treuer, als wenn er nicht gesündigt hätte; und da die Engel im Himmel so große Freude haben über einen Sünder, der Buße thut, wie können wir anders als die Freude mit ihnen theilen? Und wo Freude ist im Himmel, da ist kein Bann, kein Fluch, da ist eitel Segen. Wärs nicht so, Ihr liebe Herren, Ihre Mission wäre schon lang nicht mehr; ich rühme die Gnade und Barmherzigkeit des HErrn. Amen. Und weil ich Sie

nun für andere gebeten habe, so bitte ich auch um Ihre fernere Barmherzigkeit für mich armen Sünder; aber ich bin abgewaschen aus Gnaden, ich bin geheiligt, bin gerecht gemacht worden durch den Namen des HErrn Jesu und durch den Geist unseres Gottes. Ihm sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Er hat keine Fehlbitte gethan; und wie innig seine ungeschminkte treue priesterliche Liebe ihm die Herzen der Brüder verband, welchen Eingang er damit auch für seine als des Seniors Ermahnungen gewann, läßt sich leicht denken. Namentlich fühlte, wer irgendwie gedemüthigt war, ihm an, daß er sich gerade dann vor Vorwürfen oder Anspielungen auf vorausgehende Warnungen ernstlich hütete, auch wenn sie noch so verdient gewesen wären. So wurde man seiner am frohsten in Augenblicken, wo sonst auch gute Freunde einen kleinen Anflug von Schadenfreude nicht ganz unterdrücken können, weil sich das Wort: Hab ichs dir nicht vorausgesagt? so passend anbringen läßt.

Dann war er auch ganz der Mann, sich mit den Fröhlichen zu freuen. Als im September 1844 der (jetzige Diakon) Paul Tschandren getauft und damit im Süden von Mahe eine schöne Thüre aufgethan worden war, ritt Hebich eines Abends nach Talatscheri hinüber, den Brüdern Glück zu wünschen. Er fand sie ausgeflogen, sie waren bei dem Neugetauften in Tschombala auf Besuch, um dessen Familie auf die Taufe vorzubereiten. Gleich beschloß er, diese neuen Leute auch selbst zu sehen. Ein Pferd war freilich jetzt bei Nacht nicht aufzutreiben, aber das machte nichts. Mit einer Laterne gieng er die drei Stunden Wegs nach Tschombala, und langte gerade vor Ausbruch eines heftigen Gewitters in der engen Hütte an. Von Schlafen war nun keine Rede mehr, erst mußte die liebe Familie sich beschauen lassen, dann gab es so viel zu erzählen; bald tropfte auch das Dach dermaßen, daß man beständig den Ruheplatz wechseln mußte. Und doch wars die kurzweiligste Nacht, voll Dankesjubel, welchem Hebich immer neuen Ausdruck zu geben wußte. „Wie hat mans doch so gut bei unserm König!" hieß es in allen möglichen Variationen. Mit dem Morgengrauen trat er, frischer als irgend ein anderer, die Rückreise an zu einem neuen heißen Tagewerk.

5. Errichtung von Außenstationen.

Nachdem Hebich ins zehnte Jahr seiner Wirksamkeit getreten war, fühlte er — bei aller Gesundheit — daß doch „jede Arbeit eine stärkere Mattigkeit zurücklasse"; daher ist er „von der Schreiberei so nach und nach abgekommen" und beschränkt sich aufs Nöthigste. „Dann sind auch alle Bewegungen in diesem Lande so unsicher, daß wenn man neue Begebenheiten gleich schreiben wollte, dieselben, bis das nach Hause kommt, sich verändern; bei längerem Warten werden sie vergessen und ist wieder was Neues, Aehnliches da. Meine Kräfte sind aber für die lebendige Predigt, und ich hoffe, daß Sie mit mir nach dieser meiner Gabe sympathisiren können."

Seine Nöthen schildert er nun nicht mehr im Einzelnen. Eine derselben wurde ihm durch seinen frühern Katechisten Paul bereitet, der von Andscharakandi ohne Urlaub zurückgekehrt (December 1843), erst auf eigene Faust, dann für die englische Kirche missionirte und eine Anzahl Tamilleute, die sich in die strenge Zucht des Missionars nicht mehr fügen wollten, dabei aber doch noch einen regelmäßigen Gottesdienst wünschten, an sich zu ziehen suchte. Damit war im Grunde der Mission ein Dienst geleistet, indem Hebich nun weit nicht mehr so viel Arbeit auf die störrigen fremden Elemente zu verwenden hatte, sondern sich immer mehr der einheimischen Bevölkerung zuwandte und aus ihr eine Gemeinde sammelte, bis nach und nach der Tamil-Gottesdienst ganz erlosch und der malayalische ihn ersetzte.

Erst im Anfang des Jahrs 1843 gelang es Hebich, ein Häuschen im Fischerdorf Tai (S. 70) zu gewinnen, wohin er nun seinen „Erstgebornen unter den Knaben", den Timotheus, als Katechist übersiedelte. Er selbst brachte nun jeden Samstag dort zu, und predigte auch sonst oft Abends bis in die Nacht hinein. Es fanden sich daselbst namentlich die Jungen des Orts zur Schule gerne ein; die Alten aber, obgleich äußerlich freundlich, blieben ihren tiefeingewurzelten Gewohnheiten des Palmweintrinkens und Hanfrauchens treu. Ihr Gottesdienst besteht in der Verehrung der Dämonen, über welche sie aber als Deckmantel auch eine Art Philosophie gezogen haben, die sie gar gerne preisgeben, wie eigentlich nur Ein Wesen sei, das Parabrahma, und wie Sünde, vom Einzelwesen im Fleisch begangen, den Geist nicht beflecke. Kommt dann

aber die Cholera, und in den feuchtheißen, stinkenden Fischerhütten am Meeresstrande kehrt sie am liebsten ein, so zittert Alles. Der besessene Priester (Pudschari) hatte im Monsun 1843 verheißen, dießmal werde sie das Dorf nicht erreichen. Dagegen fand sich ein Anderer aus Mahe ein, der sich für den Geist der Cholera ausgab, dem Völklein große Furcht einflößte und reiche Spenden einstrich, bis er endlich befriedigt, sie noch acht Monate aufzuhalten versprach; dann reiste er weiter. Die Cholera aber brach unaufhaltsam herein; der Betrüger, eben zurückgekehrt, mußte zwei seiner Freunde von ihr ergriffen sehen, und ob er gleich weissagte, sie werden genesen, starben sie am selben Tage. Darauf erklärte er, dies sei nicht seine, sondern eine von einem andern geschickte Seuche, und machte sich aus dem Staube. Trotz aller Opfer starben Viele; die Arzneien aber, die Hebich austheilte, und seine Worte des Tadels und des Trostes, der Beschämung und Ermahnung, fanden auch eine gute Aufnahme, und eine Familie trat ihm näher.

„Ein schöner Mann aus ihnen, der Barbier Kuttan, hält sich zu uns, der wohl seiner Zeit durch Gottes Gnade auch ein öffentliches Bekenntniß ablegen wird." So schreibt Hebich am 22. Februar 1844; er sollte aber erst seinen Lauf vollenden, ehe die ausgesprochene Hoffnung verwirklicht wurde. Die Erstlingsfrucht aus Tai wurde der dortige Schulmeister mit seiner Familie, getauft am 3. November 1844. „An diesem Tage sollte auch der schöne Mann getauft werden, allein seine Frau und Kinder haben leider bis jetzt den Sieg davon getragen und jetzt schämt er sich, mich nur zu sehen; ich hoffe aber, daß er kommen werde, wenn seine Zeit da ist (sie kam Anno 1868). Seine Mutter hat im Sinn, sich bald taufen zu lassen." Mit dem Uebertritt des Schulmeisters zerfiel die Schule, und die Feindschaft stieg fühlbar; leider ist derselbe nicht in der Wahrheit bestanden, aber die Hoffnung auf Kuttans Mutter sollte sich herrlich verwirklichen. —

Gegen Ende des Jahrs 1843 kam dann zu Hebich ein kleiner, fein aussehender Malayale, der sich als Konstantin, Sohn des früheren Kotschi Radschas ankündigte. Er war 1835 von Miss. Ridsdale in Kotschi getauft worden und hatte in der grammarschool, die zu Bischof Corries Andenken in Madras gegründet wurde, drei Jahre lang studirt; dann bewog ihn ein syrischer Freund, der spätere Metran Athanasius, mit ihm nach Jerusalem zu reisen.

Unterwegs blieb er aber in Belgam bei den Londoner Missionaren hängen und diente dort drei Jahre als Katechist, bis er wegen eines Sündenfalls entlassen wurde. Beim Abschied wurde ihm empfohlen, wenn er nach der Malabar=Küste zurückkehren wolle, doch ja bei Hebich einzusprechen.

Dieser nahm ihn freundlich auf, stellte ihn aber sogleich auf die Probe, ob er auch eine etwas demüthigende Behandlung sich gefallen lassen könne. Vorneweg strich er ihm den „fatalen“ Königsnamen und hieß ihn einfach Jakob. „Aus den Bekehrungen solcher hohen Kastenleute wird leider gern ein groß Geschrei gemacht, wodurch sie dann zu hoch gestellt werden. Das können die armen Seelen nicht ertragen und müssen es dann wieder hart büßen.“ Wiederholt drängt sich ihm diese Bemerkung auf, auch nachdem er im Januar 1844 Mangalur wieder besucht hatte, um sich über die dort gewonnene Beute mit seinem kranken Br. Mögling zu freuen. „Also auch vier Brahmanen haben wir gefischt,“ schreibt er; „wirklich hat das Wort Gottes durch uns arme Werkzeuge auch diese Kaste erschüttert. Doch muß aus diesem allem nicht zu viel gemacht werden, sonst gereicht es zum Uebel, da vor Gott kein Ansehen der Person gilt.“ Eingeborne Jünglinge zu ihrer Ausbildung nach Europa kommen zu lassen, schien ihm im Ganzen ein Mißgriff, gegen den er sich eifrig wehrte, während Mögling das Risiko anerkannte, aber doch das Wort anwandte: Probiren geht über Studiren.

Doch zum Jakob Ramavarma zurück. Hebich erkannte bald in ihm „den fähigsten und gebildetsten seiner Gehilfen“, und brauchte ihn zunächst als Schulmeister für seine „Büble“, damit diese auch ein schönes Malayalam sprechen lernen. Dann schien es ihm aber bald am Platze, daß derselbe auch wirklich unter seinen malayalischen Landsleuten zu arbeiten bekomme; so baute er ihm ein Häuschen dicht am Weberdorfe Tschirakal, in der Nähe der alten Landesfürsten und ihrer Brahmanen, nachdem er ihn mit einem sehr einfachen Tamilmädchen (11. Februar 1844) getraut hatte. „Das Volk dort herum ist noch sehr abergläubisch, und der böse Einfluß der Radschas wird uns zu schaffen machen. Aber das Evangelium muß einmal Allen verkündigt werden, und das läßt sich hier nicht gut anders machen, als man zieht in ihre Nähe; so hoffe ich zum HErrn, daß die Arbeit fröhlich von Statten gehen wird. Ich reite

in etwa zwanzig Minuten hinaus, nach Tai in zehn Minuten, so geht dies alles prächtig. Der stille sanfte Juda gibt einen guten Begleiter für Jakob ab; den setze ich natürlich auch hinaus, damit die Umgegend fleißig besucht werde. Einstweilen macht mir dieser Bau noch viel zu schaffen; möge der HErr alles segnen! Ich schreibe diesmal Dinge zum Voraus, was sonst nicht meine Sache ist; doch so gehts, wenn man ins Schreiben hinein kommt."

Am 1. Mai 1844 weihte Hebich, wie es seine Art war, den Bau ein. Die Brüder Irion und Müller waren von Talatscheri her dazu eingeladen, und da sie in Folge eines Mißverständnisses die ganze Nacht hindurch zu wandern hatten, „machte dies das Ganze noch werthvoller. Meine ganze Gemeinde zog hinaus, und viele Heiden kamen herzu, uns drei nach einander predigen zu hören; darnach hatten wir ein Essen für alle Christen und feierten einen rechten Segenstag. Das gab dann viel Gesprächs unter den Heiden in der Umgegend und täglich kamen viele Besuche." Den Boden hatte der Radscha gegeben, doch unter der Bedingung, daß keine Kuh darauf geschlachtet werde; er war ein Mann von Erfahrung und Gelehrsamkeit, der doch im Alter alles Wissen für eitel erkannt und sich der strengsten Pflege aller 35 Schutzgötter seines Hauses, wie der genauesten Beobachtung aller Gebote geweiht hatte. Nie pflog er Umgang mit Europäern; als er später von seinem Neffen, dem oben erwähnten zweiten Radscha hörte, wie auch die Wedas nun von den Engländern gedruckt werden und er selbst beim Missionar den ersten Band derselben gesehen habe, schauderte er zusammen. Dieser zweite Radscha (S. 24) aber war nun froh, an Jakob einen wohlunterrichteten Mann in der Nähe zu haben, und fast täglich irgend welchen Zweifel und Anstoß von ihm lösen zu lassen, ohne daß er doch Christo näher trat.

So hatte Hebich nun zwei Anhaltspunkte für das Wirken unter den Malayalen gefunden. Die unzugänglichen Mapillas und andere fremde Händler ausgenommen, sind es ja nur Fischer und Weber, die in Malabar sich dorfweise angesiedelt haben, jene am nackten Meeresstrande, diese am liebsten im Schatten hoher Feigen- und Palmbäume, etwas abseits von der Heerstraße. In einem Punkte gleichen sich beide Kasten; sie sind alle mehr und mehr dem Trunke verfallen und gelangen zu keinem Wohlstand, während die betriebsamen Mapillas ihnen überall den Vorrang abgewinnen. —

An beiden Orten, im Süden und im Norden von Kannanur, wird nun die Kenntniß des Evangeliums verbreitet durch christliche Schulen, in welchen auch der Katechist lehrt, dann durch dessen Umgang mit den Anwohnern und durch regelmäßige Besuche, die er in der Ferne macht, wie durch unregelmäßige, die er von nah und fern erhält.

Die Tage, die Hebich auf diesen Stationen zubringt, sind ihm Segenstage, an denen er sich auch mit besonderer Kraft ausgerüstet fühlt. Den Samstag hat er schon für Tai bestimmt; dahin kann er nie reiten, ohne daß die Mapillas in den Straßen ihres Kannanurs ihn mit Hallohgeschrei empfangen und ihm Erinnerungen aus seinen Predigten, kanaresisch oder malayalam nachrufen: „Es ist ein Gott; Siehe da, Gottes Lamm!" u. s. w. Nachdem er erst alles erkundet, predigt er der kleinen Gemeinde um Mittag; wer Lust hat von den Heiden, horcht zu. Ebenso Nachts bei Licht. Von 5—7 Uhr aber geht er im Dorf umher von Haus zu Haus, während die Leute ihre Fische verkaufen oder zum Trocknen ausbreiten, und ladet ein ins Reich Gottes, wer irgend Ohren hat. Oft machen sich nur Weiber herzu, dann kann ihm ein alter Fischer drohen: „wenn du fortfährst zu Weibern zu reden, verklage ich dich beim General." Antwort: „Ich predige Männern und Weibern, jedem, der hören will, jetzt also dir" — „Nein, ich will nichts davon, pack dich!" Andrerseits machen sich aber auch hoffnungsvolle Seelen herbei, wie die 56jährige Mutter des „schönen Mannes". Hatte sich erst noch in der Zeit der Versuchung das ganze alte Herz dieser Wittwe geoffenbart „so schlau und so dumm", so wurde ihr nun ein neues Herz geschenkt. Am 26. Januar 1845 getauft, lebte diese Eunike wirklich ganz auf in der Gnade.

Ein Jahr später hatten die Fischer ein Fest und saßen vor dem Götzen im Dorf (Januar 1846). „Da trat ich unter sie und sagte: Schon drei Jahre predige ich euch Jesum, die Auferstehung und das Leben, öffentlich und von Haus zu Haus; und noch setzt ihr euch vor den todten Götzen hin. Gott wird euch strafen." Mit dem Februar brach die Cholera aus. „Da hatte ich mit Patros (dem Schulmeister) Tag und Nacht Arbeit in den Hütten der Armen. Eine von allen verlassene Fischerfrau kam zu uns, die lieber bei uns sterben wollte. Patros und die immer dienstbereite Eunike sollten ihr die Nacht hindurch wachen. Am 7. Februar

Abends schien es dem Tode zuzugehen. Da fieng Eunike an, ihren Glauben an den HErrn Jesum der Sterbenden einzusprechen; sie begehrte nun schnell die Taufe." Hebich vollzog sie und gab der Kranken auf ihren Wunsch den Namen Wiswasi (Glaubige); befahl aber noch in der Nacht, das Grab zu graben. Am Morgen sandte er etliche Christen, den Leichnam zu beerdigen. Aber sie lebte noch und fieng mit lauter Stimme an Gott zu loben, daß Alles nur staunte. Nun erkrankte die unermüdliche Eunike. Um Mitternacht noch kam Hebich zu ihr: sie war so froh und selig, heimgehen zu dürfen; er blieb bis 4 Uhr Morgens. Den Tag über (9. Februar) fragte er sie noch oft: Pulle (Kind), glaubst du an den HErrn Jesum. Da legte sie immer die Hand aufs Herz, richtete sich auf und verneigte sich mit kräftigem Ja. Wenn er aber mit ihr betete, hörte sie Nichts; nur seufzte sie viel für ihren Sohn Kuttan. In der Frühe des 10. Februar gieng diese liebe Seele zu ihrer Ruhe ein; am Abend begrub man sie, ein Opfer für Wiswasi, in dem für die letztere bestimmten Grabe. „Ein glaubiger Jüngling, noch ungetauft, starb auch, ohne daß sein Vater mich ihn nur sehen ließ. Ihm folgte im Tode ein schwarzer Jude aus Kotschi, der mir seine beiden Kinder übergab und an Christum glauben wollte; so begrub ich ihn, obwohl er die Taufe verschoben hatte. Es war eine wehmüthige Zeit; an den sonst so lärmenden Abenden alles todtenstill, nur murmelte der und jener sein Rama Rama! vor sich hin. Meine Arznei schlug nicht an, eine Todtenluft wehte durchs ganze Dorf."

„Wiswasi aber, kaum erstarkt, kehrte zu den Ihrigen zurück, und schalt dann über Eunike, welche sie bezaubert habe, leugnete auch die Taufe. Sterben wollte sie wohl mit uns, aber nicht mit uns leben. — Der alte Pudschari war fast der Erste, der starb. Seither kommt der Geist auf Keinen mehr; der Radscha ist gebeten, das wieder zu Stande zu bringen, es will aber noch nicht gelingen. Dennoch bin ich voll Hoffnung für die schönen Leute dort." —

Im Jahre 1868 hat dann die Bekehrung einer alten Fischerfrau gezeigt, welch guter Same in jener Zeit der Heimsuchung ausgestreut worden war. Eine 80jährige Wittwe hatte einen Traum; es war die selige Eunike, die ihr erschien und ihr freundlich winkte zu kommen. Als ihr Sohn auf ihre Bitten den Missionar holte, fand dieser die Alte außerordentlich vorbereitet auf jedes Wort, das

er ihr zu sagen hatte; sie wurde in ihrem eigenen Hause unter dem Zulauf vieler Fischerleute getauft, auf welche der Vorfall einen tiefen Eindruck machte.

Und in demselben Jahre (Oktober 1868) stellte sich auch der nun 60jährige Kuttan bei dem Missionar in Talatscheri ein. Er hatte lange den Ton in Tai angegeben und sich zuweilen an die Spitze der Missionsfeinde gestellt; merkwürdiger Weise aber blieb ihm in diesen zweiundzwanzig Jahren das Wort Gottes doch ein liebes, immer wieder wichtiges Buch, daraus er in der Stille seine ganze geistige Nahrung schöpfte. Endlich gab er seine Wirthschaft auf und siedelte nach Talatscheri über, wo er bald um die Taufe bat. Der Unterricht, den er sich mit viel Eifer zu nutze machte, war leicht; am 13. December legte er sein kindliches Glaubensbekenntniß ab, während Thränen ihm über die gefurchten Wangen flossen. — Einige Tage darauf kommt sein 18jähriger Sohn Unni von Bombay, wo er bei einem Verwandten diente. Auch er kannte schon die heilige Schrift und hatte sich mit Christen befreundet; sofort begehrte er den Taufunterricht. Am 14. März 1869 wurde auch er getauft zur großen Freude des Vaters, und Eunike hatte also Sohn und Enkel sich nachgezogen.

So zeigte sich denn diese Außenstation Tai noch fruchtbar, lange nachdem sie ihrer ungesunden Lage wegen aufgegeben war. Ein Beispiel von dem „Ernten ohne Aufhören", das dem unermüdlichen Sämann verheißen ist.

Tschirakal sollte auch bald seinen Erstling liefern. Dort weilte bei seinem Oheim, einem Schreiber auf dem Oberamt, ein Najer-Jüngling aus dem Süden, der schon während des Baus der Station den Katechisten Jakob mehreremale besuchte, und den Entschluß faßte, wenn dieses Werk zu Stande komme, Christ zu werden. Ein Traktat zeigte ihm die Sündigkeit des Götzendienstes. Er vertraute sich Jakob an, der ihn nach Kannanur brachte, wo er 29. Dezember 1844 die Taufe empfieng. Paul Ittiraritschen ist sein Name, er wurde nach wiederholter Sichtung ein tüchtiger Evangelist, der bis zu seinem Tode gute Dienste that, die noch nachwirken, wie denn erst 1869 sein Vater Christ geworden ist.

Zunächst aber gab sein Uebertritt der neuen Schule in Tschirakal einen Stoß; und die Verwandten wollten bei der Obrigkeit Klage führen, wovon jedoch der Tahsildar (Amtmann) sie zurück-

brachte. Noch existirt ein Brief von Pauls Vater, worin dieser ihn wegen seines Austritts aus der Adelskaste verfluchte, dann als Schadenersatz 100 Rupies jährlich für die Familie und 50 für sich selbst verlangte; wenn er das nicht erhalte, möge Krankheit, Aussatz, Armuth und Elend jeglicher Art den mißrathenen Sohn befallen. „Ich bin entschieden, mir vor deinen Augen das Leben zu nehmen, will nur erst noch einiges in Ordnung bringen und dann in etlichen Monaten nach Kannanur kommen, um zu sterben." Es sollte ihm ja besser ergehen; im Jahr 1850 besuchte ihn der Sohn mit andern Christen und fieng an, auch in seiner Heimat die Erkenntniß des Heils zu verbreiten.

Hebich durfte jedenfalls bald sehen, daß von diesen Außenstationen das Licht „weit hinausleuchtete". Jeden Donnerstag ist er nun in Tschirakal, sieht erst nach den Christen und predigt dann den Webern und andern Umwohnern. „Nur durch solche Leute wie meine Katechisten kann ich mich ausbreiten, kann durch sie hie und da einen Lichtpunkt mitten in die Nacht setzen; aber all meine Sorge ist es, diesen Lichtpunkt helle zu erhalten und heller zu machen. Sie bedürfen immer der Tröstung, des Aufmunterns und Zurechtweisens; so gut es mit ihnen geht, wenn alles richtig steht, so liederlich, wenn auch nur Kleinigkeiten in den Weg kommen; da ist dann auf einmal der HErr Jesus todt. Ohne den Missionar würden auch die Besseren in kurzer Zeit unterliegen, die Schlechteren aber bald wieder in alle Sünden hineinfallen. Aber dienlich ist es fürs Volk, wenn bekehrte Jünglinge sobald wie möglich in fruchttragende Arbeit eingeleitet werden."

Missions-Zeitung.

Der ehrwürdige alte Moffat schrieb kürzlich einem Freund:

„So lange ich noch hienieden weile, werde ich nie Warrington vergessen. Es ist tief in mein Gedächtniß gegraben und wird wohl auch drüben in der seligen Ewigkeit nicht daraus verschwinden.

„Es war ein ruhiger Sommerabend Anno 1815, als ich einsam dieser Stadt zuwanderte. Mehr als sonst gestimmt, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken, betrat ich die Brücke am Eingang derselben. Da fiel mein Auge auf ein Missions-Plakat, das rechts

Freunde in großer Besorgniß nach Todgarh folgten und ihn in sein Dorf zurückzubringen wünschten, rieth ihm Robb, nur mit ihnen zu gehen und später wieder zu kommen, um gründlicheren Unterricht zu empfangen. Das einstimmige Zeugniß aller derer, die seither nach ihm befragt wurden, lautet: „Er geht immer mit einem großen Buch unter dem Arm umher, und wenn er irgend Jemand bekommen kann, der ihm zuhört, setzt er sich hin und liest ihm vor. Das Buch ist sein Leben."

Doch das Einzelne wollen wir hier nicht weiter verfolgen. Die Kirche, welche diese Boten aussandte, ist durch reiche Legate in Stand gesetzt, über Geldmittel nach Bedürfniß zu verfügen. Im Augenblicke bedürfte sie zehn neuer Missionare (fünf für Radschputana), um das Werk kräftig fortzuführen, und ihr Nothschrei deutet an, daß diese schwieriger zu beschaffen sind als Silber und Gold. Möge ihr diese beste Gabe ganzherziger und tüchtiger Männer nie fehlen!

Miss. Hebich in Kannanur.

3. Ausbreitung der Arbeit.

Mit dem Neujahr 1842 begann Hebich eine neue Art der Straßenpredigt, indem er mit seinen Begleitern alle Straßen und Bazare in regelmäßiger Reihenfolge besuchte, und an jedem Ort etwa eine halbe Stunde das Wort verkündigte, nachdem er erst mit seinen Katechisten durch Gesang und Gebet im Hause sich gestärkt hatte. Jeder Morgen und etliche Stunden des Abends wurden dazu benützt, bis die Einladung zum Reiche Gottes in alle Winkel gedrungen war. „Die Aufmerksamkeit des Volks fiel ziemlich nach Wunsch aus, doch haben sich auch die Feinde geregt." Hebich ließ sich auf kein Disputiren ein, sondern lud die Streitlustigen zu sich ins Haus, dort wolle er alles anhören, was sie zu sagen fänden. Jetzt solle jeder Einwohner Kannanurs wenigstens die Hauptsache des Evangeliums, die Einladung zu Gottes Reich, in Kürze zu hören, Gelegenheit bekommen.

Gleich die erste Bazarpredigt bewog einen Tijer, den Prediger